

Haim Omer

Die elterliche Ankerfunktion als Mittler zwischen Autorität, Autonomie und Bindung¹

Einführung

Erziehungskonzepte, die eine positive Eltern-Kind-Bindung fördern sollen, betonen zumeist elterliche Fürsorge, Sensibilität und Zuwendung (z. B. Ainsworth, 1991). Diese werden als Kernqualitäten angesehen, die Eltern sicherstellen sollten, damit sich eine sichere und positive Beziehung ausbilden kann (► für kulturvergleichende Aspekte zur Bindung siehe auch den Beitrag von Hiltrud Otto in diesem Band). In jüngerer Zeit wurde diesen Konzepten der Begriff der »elterlichen Präsenz« zur Seite gestellt (z. B. Omer u. von Schlippe, 2004). Dieser umfasst zum einen fürsorgende Qualitäten, wie sie bereits beschrieben wurden. Elterliche Präsenz beinhaltet jedoch noch mehr. Es geht auch um elterliche Fähigkeiten, die eher Autorität widerspiegeln, wie zum Beispiel Beständigkeit, Entschlossenheit, Disziplin bzw. Aufsicht, Beobachtung und Begleitung. Der Begriff der Autorität ist in den letzten Jahrzehnten eher kritisch diskutiert worden. Wir haben vorgeschlagen, ihn wieder mit einer positiven Assoziation zu verbinden, und in dem Zusammenhang den Begriff der »neuen Autorität« geprägt (Omer u. von Schlippe, 2010, 2011). Wir gehen aus unserer Perspektive davon aus, dass eine positive elterliche Autorität, die die Funktion eines Ankers erfüllt, eine zentrale Komponente für eine sichere Eltern-Kind-Bindung darstellt. Der Fokus liegt dabei auf »Stärke statt Macht«. Eltern, die eine nichtinvasive, nichtverletzende Form von Stärke zeigen, könnten wieder zu einer »sicheren Basis« werden.

In diesem Beitrag soll diese Ankerfunktion als Verbindung zwischen zwei allgemein akzeptierten Modellen zur Erziehung und Entwicklung vorgeschlagen und beschrieben werden: der Bindungstheorie einerseits und dem Konzept der autoritativen Erziehung andererseits. Der Blick auf die autoritative Erziehung ist von den Arbeiten Baumrinds (z. B. 1966, 1981) abgeleitet; der Blick auf Wachstum und Entwicklung in Zusammenhang mit einer sicheren Eltern-Kind-

1 Aus dem Englischen übertragen von Janina von Schlippe.

Bindung beruht auf bindungstheoretischer Annahmen (z. B. Ainsworth, 1991; Bowlby, 1982).

Es soll also hier keine neue Idee präsentiert werden, vielmehr soll die vorgestellte »Ankerfunktion« als Verbindung und als Brücke zwischen diesen beiden »alten« Modellen dienen. Zugleich scheint die Metapher der Ankerfunktion einen eigenen heuristischen Wert zu haben. So kann das Konzept der autoritativen Erziehung mit einem detaillierten Behandlungsprogramm handlungsleitend verbunden werden, das ein breites klinisches Anwendungsspektrum eröffnet (Omer, 2011; Omer u. von Schlippe, 2004).

Es mag auch unser Verständnis von den entscheidenden Elementen der Eltern-Kind-Beziehung fördern, wenn die Kernmetaphern der Bindungstheorie – der sichere Hafen (»safe haven«) und die sichere emotionale Basis (»secure base«) – einbezogen werden.

Elterliche Autorität und Eltern-Kind-Bindung

Traditionell war »elterliche Autorität« eng mit Distanz, Bestrafung und Dominanz assoziiert. Die Autoritätsperson sah sich selbst als einzige und absolute Quelle der Macht, war niemandem Rechenschaft schuldig und trug keine Verantwortung für Eskalationen in der Interaktion mit dem Kind. Disziplinarische Härte hing nur von der Renitenz des Kindes ab und wurde als dessen Folge gesehen (vgl. etwa Braunmühl, 1983).

In den letzten Jahren entwickelte sich eine neue Sicht auf den Begriff der Autorität – unter anderem verbunden mit Baumrinds Konzepten von Elternschaft als einer Funktion von zwei orthogonalen Faktoren: Responsivität im Sinne von Zuwendung, Wärme und Ansprechbarkeit einerseits (»responsiveness«) und Lenkung, die auf Forderung und Anspruchshaltung beruht, andererseits (»demandingness«) (Baumrind, 1966).

Der Faktor Zuwendung, Ansprechbarkeit und Responsivität bezieht sich auf das Ausmaß, mit denen die Eltern die Individualität und Selbstbehauptung des Kindes fördern, indem sie gemeinsam abgestimmt, unterstützend und sensibel auf die Bedürfnisse des Kindes eingehen.



Abbildung 1: Elterlicher Liebesbeweis²

Unter Lenkung soll verstanden werden, dass Eltern auch Anforderungen an ihre Kinder stellen und durch Verhaltensregulation mit Disziplin und Kontrolle das Ziel verfolgen, die Kinder in die Gesellschaft zu integrieren. Bezogen auf dieses Modell ist die traditionell autoritäre Elternschaft, wie sie bereits beschrieben wurde, wenig ausbalanciert, da die Eltern zum einen wenig Zuwendung und sensible Ansprechbarkeit geben und zum anderen hohe Anforderungen an das Kind stellen und sie unflexibel durchzusetzen versuchen. Damit repräsentieren sie dem Modell von Baumrind zufolge einen *autoritär-direktiven Erziehungsstil* (Baumrind, 1991). Bei dieser Form der Autorität wird das elterliche Verhalten dem Kind gegenüber an Bedingungen geknüpft. Das Kind wird von den Eltern nur so lange akzeptiert und erfährt Zuneigung, wie es die Bedingungen erfüllt. Das Erleben dieser Bedingtheit hat negative Folgen, sowohl für die Entwicklung des Kindes (Kanat-Maymon, Roth, Assor u. Reizer, 2012) als auch für seine Haltung gegenüber den Eltern (Roth, Assor, Niemiec, Ryan u. Deci, 2009). Auch können elterliche Äußerungen wie »Du machst das, weil ich es dir sage!« die Entwicklung der Fähigkeit zur Mentalisierung³ stören, die nach neueren Erkenntnissen als zentral für die Entwicklung von Kindern angesehen wird (Fonagy, Gergely, Jurist u. Target, 2004). Die Mentalisierung wird hier behindert, weil die Eltern den Sinn und das innere Befinden des Kindes nicht berücksichtigen

2 Alle Cartoons mit der Signatur »Kartist« stammen von Björn von Schlippe, dem wir herzlich für die Überlassung danken.

3 Als Mentalisierung wird die menschliche Fähigkeit bezeichnet, das eigene sowie das Verhalten anderer durch die Zuschreibung von mentalen (geistigen) Zuständen wie Gefühle, Einstellungen oder Überzeugungen zu interpretieren.

sowie den möglichen Sinn ihrer Aussagen nicht bewusst vermitteln – Anweisungen sollen eben befolgt und nicht verstanden werden!

Diese Art der elterlichen Autorität ist seit den späten 1950er Jahren immer wieder auf heftige Kritik gestoßen. Als Reaktion darauf wurde eine antiautoritäre Haltung⁴ bei Psychologen und Pädagogen immer populärer. Die Hoffnungen waren groß, dass man Kinder ohne Anforderungen und Beschränkungen, die als schädlich für ein spontanes Wachstum angesehen wurden, großziehen könne (Braunmühl, 1983).

Heute jedoch stimmen wohl die meisten Fachleute darin überein, dass diese Hoffnungen enttäuscht wurden. So zeigten Kinder, die im antiautoritären Sinne erzogen wurden, mehr Probleme als Kinder, die mit einer traditionellen Form der Autorität erzogen wurden (z. B. Baumrind, 1973, 1981). Allerdings kann dieses alte Modell der Autorität nicht einfach wiederhergestellt werden, ganz abgesehen davon, dass das alles andere als erstrebenswert wäre.

Daher ist es zentral, das Modell der Autorität umzudefinieren, um es mit unseren Idealen einer zugewandten und sensiblen Elternschaft sowie mit den Werten einer demokratischen Gesellschaft in Einklang bringen zu können. Baumrinds (1966, 1981) Beschreibung des *autoritativen Erziehungsstils* war ein wichtiger Schritt in diese Richtung. Demnach leiten autoritative Eltern die Aktivitäten des Kindes durchaus an, jedoch in einer sachbezogenen, aber auch warmen und zugewandten Art und Weise, die Dialog fördert und es dem Kind ermöglicht, die Gründe für die Entscheidung nachzuvollziehen.

Das Modell der *neuen Autorität* baut unter anderem auf den Annahmen von Baumrind auf und erweitert es um die Verbindungen zwischen ihren Arbeiten und den Konzepten zur Entwicklung einer sicheren Eltern-Kind-Bindung. Dieses Modell, das auch als »gewaltloser Widerstand« bekannt ist, beruht auf klinischen Erfahrungen und empirischer Evidenz aus Elternberatungsprogrammen, die in Israel, Deutschland, Großbritannien und Belgien durchgeführt wurden (z. B. Ollefs, von Schlippe, Omer u. Kriz, 2009; Omer, 2011; Omer u. Lebowitz, 2012; Vanschoonlandt, Van Hoken u. Vanderfaillie, 2012). In den auf diesem Modell basierenden Anwendungsprogrammen erhalten die Eltern eine kurze Beratung (im Rahmen von zehn bis zwanzig Sitzungen), die den Fokus auf die elterliche Präsenz, die Fähigkeit, die Umwelt zu strukturieren, auf Selbstkontrolle und soziale Unterstützung legt. Die Interventionen wurden mit vielen klinischen Klientengruppen und nichtklinischen Stichproben durchgeführt (z. B. Eltern von Kindern

4 Im Modell von Baumrind entspricht diese einem permissiven Erziehungsstil, bei dem ein hohes Ausmaß an Zuwendung, Wärme und Responsivität vorhanden ist und ein geringes Ausmaß an Lenkung, sowie in manchen Varianten möglicherweise auch dem vernachlässigenden Erziehungsstil, bei dem beide Aspekte gering ausgeprägt sind (Baumrind, 1966, 1981).

mit Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung – ADHS, mit aggressivem Verhalten, Angststörungen, selbstgefährdendem Verhalten und delinquenten Verhaltensweisen, Eltern mit Kindern, die die Schule schwänzen, Eltern, die sich über eine mögliche Computersucht bzw. einen Computermissbrauch, über Cannabis- und Alkoholmissbrauch und gefährliches Fahren Sorgen machen).

Dieser Beratungsansatz, der für Familien mit Eltern europäischen, afrikanischen und nahöstlichen Ursprungs entwickelt wurde, zeigte sich als hochwirksam, um auffällige Verhaltensweisen von Kindern vermindern zu können. Bei den Eltern ging das Gefühl von Hilflosigkeit und die Tendenz zum Bestrafen signifikant zurück. Das breite kulturelle Spektrum der behandelten Klienten zeigt, dass das Modell sowohl für die Eltern wirksam sein kann, die aus westlich geprägten Gesellschaften kommen, als auch für Eltern mit eher traditionellem Hintergrund. Obwohl die Beratung mit diesen vielfältigen Bevölkerungsgruppen unterschiedliche Schwerpunkte hat, ist die Akzeptanz für diesen Ansatz und die Auswirkungen der Intervention sehr ähnlich (► zu kulturvergleichenden Überlegungen siehe auch den Beitrag von Jörn Borke in diesem Band). Zudem zeigen sich in dieser Art der Arbeit die wahrscheinlich niedrigsten Beratungs- bzw. Therapieabbrüche (Drop-out-Rate), die man in der Literatur findet (Ollefs, von Schlippe, Omer u. Kriz, 2009).

Der Beitrag der Entwicklungsmodelle

Bindungstheoretiker haben zwei einflussreiche Metaphern zur Beschreibung von elterlichen Haltungen und Verhaltensweisen entwickelt, die eine sichere Eltern-Kind-Bindung fördern: zum einen die Metapher des sicheren Hafens und zum anderen die der sicheren emotionalen Basis (z. B. Ainsworth, 1991; Bowlby, 1988). Doch hat die Bindungstheorie dabei die Rolle der elterlichen Autorität, die für die Bildung einer sicheren Bindung notwendig ist, meistens ignoriert; dies wurde auch von einigen Vertretern der Bindungstheorie kritisiert (z. B. DeWolff u. Van IJzendoorn, 1997). Möglicherweise kommt dieser blinde Fleck daher, dass sich die Forschung zur Bindungstheorie weniger mit der mittleren Kindheit und der Adoleszenz beschäftigt hat – also den Zeiten, in denen Fragen der Autorität besonders wichtig werden (Moss, Bureau, Beliveau, Zdebik u. Lepine, 2009). In dieser Entwicklungsphase, in der das Kind seinen Explorationsradius noch einmal deutlich erweitert und dadurch neuen Risiken ausgesetzt ist, wird die Verbindung zwischen Autorität und der Schaffung einer sicheren Eltern-Kind-Bindung deutlich relevanter.

Eine Kombination elterlicher Sensitivität und Präsenz mit Formen der elterlichen Autorität kann in den späten Kindheits- und Jugendjahren dauerhaft für eine stabile Bindung sorgen. Eine so gelebte elterliche Ankerfunktion erweitert die Funktionen des sicheren Hafens und der sicheren Basis: Während der sichere Hafen und die sichere Basis Angebote der Eltern für Zuflucht und Ermutigung sind, stellt die Ankerfunktion den Aspekt der Sicherheit dar. Die Eltern nehmen ihre Rolle als Eltern wahr, indem sie das Kind davor schützen, sich in gefährliche Gewässer zu begeben. Um diese Funktion gut erfüllen zu können, müssen sich die Eltern selbst gut in ihrer elterlichen Rolle verankern. Ein Anker muss fest sitzen, um das Schiff daran zu hindern wegzutreiben. Durch eine feste Verankerung in einer positiven Form von Autorität sind die Eltern in der Lage, das Kind, sich selbst und andere Familienmitglieder vor den Stürmen zu schützen, die in seiner Entwicklung auftauchen und die es gefährden können.

Diese Annahme wird von der Studie von Jones und Prinz (2004) gestützt. Sie konnten unter Einbezug von zahlreichen Studien zeigen, dass es einen klaren Zusammenhang zwischen dem elterlichen Gefühl von Selbstwirksamkeit und den Kompetenzen als Eltern gibt. Eltern mit einer höheren elterlichen Selbstwirksamkeit neigen zu einer effektiveren Elternschaft, auch bei schwierigem Verhalten des Kindes. Vermutlich haben diese Eltern auch ein gutes Gefühl für ihre Verankerung: Sie fühlen sich wohl und geerdet in ihrer elterlichen Rolle und den damit verbundenen Pflichten. Allerdings entsteht diese elterliche Selbstverankerung nicht einfach von selbst. Im Folgenden werden vier bedeutsame Quellen elterlicher Selbstverankerung beschrieben: Struktur, Präsenz, Unterstützung und Selbstkontrolle.

Struktur

Struktur spielt eine entscheidende Rolle beim Aufbau eines stabilen und sicheren Rahmens für das gemeinsame Familienleben. Sie entsteht, wenn die Eltern Regeln und Routinen definieren, die die Aktivitäten der Familie und des Kindes sicherstellen (Minuchin, 1974). Struktur bezieht sich zudem auf das Aufstellen von schützenden Grenzen, zum Beispiel bezogen auf den eigenen Raum, ihre Arbeit oder Freizeit- und Lebensbereiche, aber auch für das Kind. Darüber hinaus geht es um die Definition von Rollen, Zuständigkeiten, Erreichbarkeiten und Rechten der verschiedenen Familienmitglieder.

Die Struktur ist von grundlegender Bedeutung für jedes Konzept von Autorität. Traditionell diente Struktur in erster Linie für die Schaffung von Distanz. Heute wollen die meisten Eltern nicht länger starre Regeln setzen, wie und wann sich ihr Kind ihnen nähern darf (Omer u. von Schlippe, 2010). Doch

wenn sich Eltern aus Sorge, einen formalen und distanzierten Stil zu praktizieren, für ein Ideal der absoluten Verfügbarkeit und Spontaneität entscheiden, bedeutet dies oft einen Mangel an Struktur. Dies kann dann dazu führen, dass dem Kind das Gefühl von Klarheit und Stabilität fehlt (Baumrind, 1981). Wie schon Minuchin (1974) argumentiert, ist elterliches Handeln in zwei Richtungen zu sehen: Grenzen können *zu undurchlässig und starr* oder *zu durchlässig und diffus* sein. Daher sollte eine gute strukturelle Beratung bzw. Therapie beide Bereiche berücksichtigen.

Die Probleme, die durch geringe elterliche Strukturen entstehen können, wurden zum Beispiel durch Studien belegt, die sich mit dem Zusammenhang zwischen elterlicher Nachgiebigkeit und Zwangsstörungen bei Kindern beschäftigt haben (Garcia et al., 2010). Die elterliche Nachgiebigkeit – die Bereitschaft der Eltern, allen Forderungen des zwanghaften Kindes hinsichtlich der Zwangsstörung nachzugeben – war hier durchweg mit größeren Funktionsstörungen verbunden (zugleich mit individuellen und familiären Belastungsfaktoren) als ein lenkendes bzw. strukturierendes Elternverhalten. Diese Befunde interpretiere ich so, dass in diesen Fällen das Bedürfnis des ängstlichen Kindes nach einem elterlichen Anker nicht erfüllt wurde.

Besonders verschärft sich die Angst bei den Kindern, deren Eltern auf jeden Anflug von Angst nachgiebig reagieren und jede Routine, alle Grenzen und Anforderungen an das Kind zurücknehmen. Diese Eltern vermitteln dem Kind, dass auch sie nicht in der Lage sind, sich gegen die Angst zu stellen. So verstärken die Eltern eher die Überflutung mit Ängsten anstatt dem Kind als Damm dagegen zu dienen. In den Beratungen des auf den hier vorgestellten Konzepten beruhenden Programms für Eltern von Kindern mit Angststörungen (Omer u. Lebowitz, 2012), lassen sich häufig zwei Formen von elterlichen Verhaltensweisen finden, die mit *autoritären* oder *permissiven Erziehungsstilen* (Baumrind, 1981) in Verbindung gebracht werden können. Beide Reaktionsformen auf die Angst des Kindes versetzen die Eltern nicht in die Lage, dem Kind helfen zu können:

- a) eine strenge, anspruchsvolle Haltung setzt das Kind unter Druck, ohne ihm Unterstützung zu geben (autoritär);
- b) eine nachgiebige Haltung erlaubt der Angst, Regeln für das Kind, für die Eltern sowie teilweise für die ganze Familie aufzustellen (permissiv).

In der Arbeit mit diesen Eltern zeigt sich, dass die Symptome beim Kind zurückgehen, wenn die Eltern beginnen, sich selbst neu als »Anker« zu verstehen. Sie beginnen, die Tagesabläufe wieder zu strukturieren und sie nicht mehr den ängstlichen Anforderungen des Kindes unterzuordnen (Omer u. Lebowitz,

2012). Es ist so, als ob das Kind die Erfahrung macht, dass die Eltern bzw. der elterliche Anker »stärker als die Angst« sind.

Ein ganz ähnlicher Prozess konnte bei Eltern von Kindern mit Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) nachgewiesen werden. Eine der häufigsten Beschwerden dieser Eltern ist, dass die Hyperaktivität des Kindes nicht nur das Leben des Kindes erschwert, sondern in der ganzen Familie nachhaltig für Unruhe und Konflikte sorgt.

Anstatt zu erleben, dass sie dem Kind eine förderliche Ankerfunktion anbieten können, fühlen sich Eltern hier oft durch die Unruhe des Kindes verunsichert. Wenn man Eltern hilft, eine Routine als »Anker« zu entwickeln und damit sichere Räume sowohl für sich selbst als auch für das betroffene Kind und für die anderen Kinder in der Familie zu schaffen, dann reduziert sich das Gefühl von Hilflosigkeit und Depression signifikant. Damit einhergehend kommt es zu einer deutlichen Verbesserung der Aufmerksamkeitsproblematik des Kindes (Ollefs, von Schlippe, Omer u. Kriz, 2009). Dieser Befund stützt die Annahme, dass eine Selbstverankerung der Eltern dem Kind Stabilität ermöglicht, seine Aufmerksamkeitsfähigkeit erhöht und seine emotionale Labilität verringert.

Präsenz

Elterliche Präsenz wird durch Handlungen und Haltungen vermittelt, die dem Kind zeigen, dass seine Eltern verfügbar und responsiv sind (Ainsworth, Blehar, Waters u. Wand, 1978). Dies wurde bisher typischerweise vorrangig im Zusammenhang mit kindlichen Notlagen beschrieben. Wir nehmen jedoch an, dass elterliche Präsenz auch dann sichtbar wird, wenn Eltern ihre Autorität in Form von Wachsamkeit ausüben (Omer, 2011; Omer u. von Schlippe, 2004). Elterliche wachsame Sorge ist die beste präventive Maßnahme bei Risikoverhalten von Kindern aller Altersgruppen (Petit, Laird, Dodge, Bates u. Criss, 2001). In ihrer Metaanalyse, bei der über 300 Studien einbezogen wurden, fanden Loeber und Stouthamer-Loeber (1986), dass die Verringerung von aggressivem und destruktivem Verhalten des Kindes am meisten mit elterlichen Verhaltensweisen in Form von beobachtender Wachsamkeit und Aufsicht zusammenhing (gefolgt von positivem elterlichen Engagement).

Die besondere Bedeutung der elterlichen Wachsamkeit für die Entwicklung einer sicheren Beziehung wurde besonders von Autoren hervorgehoben, die sich mit den Eltern-Kind-Interaktionen bei älteren Kindern beschäftigen. Während die Eltern in der frühen Kindheit eine ziemlich direkte Kontrolle über das Kind haben, wollen Kinder in späteren Jahren immer selbständiger sein. Dadurch bringt das Kind immer mehr Zeit außerhalb des Sichtfeldes der Eltern (Waters,

Kondo-Ikemura, Posada u. Richters, 1990). In ihrer Erweiterung der Bindungstheorie auf die spätere Kindheit deuten Waters, Kondo-Ikemura, Posada und Richters (1990) darauf hin, dass die wachsame Sorge der Eltern nicht weniger werden, sondern dass sie eine andere Form annehmen sollte. So wird sie mit zunehmendem Alter des Kindes auch abhängiger von der Bereitschaft des Kindes zur Zusammenarbeit, da Eltern und Kind als gemeinsames Ziel verfolgen, ihre gegenseitige Erreichbarkeit aufrechtzuerhalten.

Allerdings ist die Kooperation des Kindes in dieser Beziehung nicht selbstverständlich. Um eine effektive wachsame Sorge zu praktizieren, müssen Eltern die Verantwortung übernehmen und ihre Präsenz auch bei kindlichem Widerstand aufrechterhalten. Eine hilfreiche Sorge manifestiert sich daher sowohl in der sensiblen Wachsamkeit bezüglich der Signale des Kindes hinsichtlich Not und Bedrängnis (Ainsworth, Blehar, Waters u. Wand, 1978) als auch durch die Entschlossenheit, an der Seite des Kindes zu sein, auch wenn das Kind versucht, die Eltern auf Abstand zu halten (Loeber u. Stouthamer-Loeber, 1986). Beides ist nötig, um dem Kind Sicherheit zu geben. Überraschenderweise wird in der Literatur kaum auf die Ähnlichkeiten zwischen der elterlichen Aufsicht über die Aktivitäten eines Jugendlichen und der wachsamem Sorge über ein Baby eingegangen. Durch das Bewusstmachen dieser Parallelen wird der Unterschied zwischen der distanzierten und intrusiven Art von Aufsicht (Merkmal einer autoritären Form von Autorität) und dem Bindung erhaltenden Charakter einer autoritativen Verankerung deutlich.

Eltern ändern das Maß der Wachsamkeit kontinuierlich und spontan. So kann sich die Mutter mit anderen Aufgaben beschäftigen, wenn das Baby schläft oder ruhig ist, und ist doch mit ihrer Aufmerksamkeit beim Kind – diese Form der Wachsamkeit kann als *offene Aufmerksamkeit* beschrieben werden. Sie wird sich zu einer *fokussierten Wachsamkeit* verändern, wenn die Mutter ein Zeichen beim Kind wahrnimmt, das Not oder Leid bedeuten könnte. Zu diesem Zeitpunkt ist sie dann äußerst aufmerksam, greift aber noch nicht ein, um das Kind zu schützen oder ihm zu helfen, sondern wartet zunächst ab, ob sich das Baby wieder beruhigt. Wenn es dem Baby weiterhin nicht gut geht, macht die Mutter den nächsten Schritt, der als *aktiver Schutz* bezeichnet werden kann. Jetzt beginnt sie, Maßnahmen zu ergreifen, um die Not des Babys zu lindern.

Mit dem flexiblen Hin- und Herwechseln zwischen diesen Ebenen greift die Mutter auf ihre Ressourcen zurück, bietet Schutz und minimiert gleichzeitig den Grad der Intrusion. Dieses Wechseln zwischen verschiedenen Arten von Aufmerksamkeit gehört zu einer wachsamem elterlichen Betreuung in Kindheit wie auch in der Jugend. Je größer die Fähigkeit von Eltern ist, zwischen den drei Ebenen der wachsamem Sorge zu wechseln, desto effektiver ist elterliche Auto-